

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 28 (1923-1924)
Heft: 3

Buchbesprechung: Alemannische Gedichte von Johann Peter Hebel : mit zehn
Zeichnungen von Rudolf Dürrwang

Autor: Fierz, Anna

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zuem zwaite sag i das: Es wär nit guet,
wenn's anderst wär. Was us de Dorne luegt,
siht gar viil gattiger un schöner uus,
un 's Fürnehmst isch: me het au länger dra.
's wär just, als wemme Zuckerbrot un Nuss,
un was am Bäumli schön un glitzrig hangt,
uf aimol in e Suppeschüssle tät
un stelltli 's umme: „Iss, so lang de magsch
un näumis do isch!“ Wär's nit Uverstand?

Zuem dritte sag i: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me ball in d'Aglen un in Dörn
un zieht e leeri Hand voll Schrunde zruck.
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra
un tue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
so loss der's schmecke! Gunn der's Gott der Heer!

Alemannische Gedichte von Johann Peter Hebel.

Mit zehn Zeichnungen von *Rudolf Dürrewang*.¹

Kann sich in dem erschütternden Glockenchor der kommenden Weihnacht die über ein Jahrhundert hinweg zitternde Dorfglocke aus dem Wiesental noch Gehör verschaffen? Wo liegt der Ort, den sie — „un 's isch so still un haimli do, men isch so rüejig un so froh!“ — mit schlichten Tönen preist? Liegt er nur noch im Kinderland? Aber das ist ja auf so weiten Strecken verwüstet. Ich möchte dem Gram, der Trauer, die sich an solche Fragen und Erkenntnisse knüpfen, einige Hebelgedanken entringen. In den Altjahrkoloriten, in ihrem Gewebe von Schneelicht und Herdfeuer wohnt der alemannische Dichter immer noch. Er winkt mit dem Recht des alten Freundes und, das Antlitz den „scharmanten“ Sternen zugewandt, mit der Innigkeit des Friedensfreundes. Zum Lichterschein unserer frühesten Weihnachtsstuben gehörten Augensterne, die ein Abglanz seines Gemütes füllte. Der erste Winterwanderer, der in unsere kindliche Vorstellung schritt, er trug schneeige Baumwollasten auf Hut und Schulter, entstammte dem Hebelschen Dorfbild.

Nicht nur mit Erinnerungsmacht, nicht nur mit ihrer Kontrastwirkung zum modernen Geiste, nicht nur mit ihrem kulturhistorischen Duft und Reiz ergreift uns heute noch Hebels alemannische Dichtung. Sie wirkt auch rein poetisch. Goethe hat in Dichtung und Wahrheit, wo er sich an eine Sesenheimer-Sonntagsfrühe erinnert, von dem „unschätzbaren“ Hebel gesprochen. Mit Recht, begreiflich.

Seine Kunstform ist das Idyll. Sein schönstes Motiv ist der Wandel der Zeit. Er verkörpert, personifiziert die Zeiten und Gestirne. So kann er seinem dichterischen Bedürfnis genügen, die bauerliche Gestalt zu erhöhen und zu verfeinern und, wo es sich z. B. um die Sonne handelt, mit unbeschränkten Hulden und Kräften auszustatten. Gerade in diesen Fällen — man denke an das grüs-sende Neujahr! — gerät seine Logik in den feinsten Fluss und gewinnt eine

¹ Im Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich. München und Leipzig.

so unirdische als erdennahe Grazie der Bewegung. Hier gerade vollenden sich, ohne dass der bauerliche Stil die geringste Gewalt erlitte, die Akzente der Freundlichkeit, des Wohlgefallens, der Vertraulichkeit; die „zudringlichen Gesprächsformen“, die Goethe der von Hebel gebrauchten Mundart zuschreibt, entfliessen der lieblichsten Inspiration. Das Besondere der Hebelschen Kundgebung liegt in der Schalkheit, zu der er in der Rührung seines Herzens flüchtet. Das kleine Kunstwerk einer Spinne kann ihn dazu veranlassen: „Bas Gvatter, mainsch, chasch's au n'eso? de wirsch mer's, trau i, bliibe loo.“ Ein Wanderweg ist nach der Meinung Hebels kurz „wemmen au näumis mitenander z'rede waiss un näumis z' Erzähle“. Dass er seine Weisheit und Betrachtung als meisterlicher Erzähler kund gibt, ist bekannt. Was ist „Riedligers Tochter“ für ein Kleinod der Erzählerkunst!

Die Heiterkeit des Hebelschen Menschen ist das Widerspiel eines stillen Ernstes. Er freut sich in Ehren, „mit Zucht und Sittsamkait“. Der festliche Zug seiner Gemütsverfassung beruht auf Dankbarkeit, inniger Wahrnehmung; ein „holdes Bescheiden“ ermöglicht ihn. Seine Friedhofspoesie charakterisiert den Dichter. Sie umblüht die dunklen Grabkreuze mit Treue und Hoffnung. Sie steht im Zeichen mildester Vermahnung. Der Tod ist dem Hebelschen Landmann vertraut. Seine Symbole in der Natur umgeben ihn so nahe. Der Nachdenkliche versteht sie so wohl. Die Ehrfurcht vor dem Schlummer kennzeichnet ihn ohnehin. Auch der Ankömmling am Neujahrmorgen lobt das stille Plätzchen neben der Kirche: „Ne rüejig Lebe henn si do. Si schloofe wohl, un 's friert si nit“ — — Unter den Geschenken, die er treuherzig anpreist, liegt neben dem Ehrenkranz für das Bräutchen auch der Schlüssel zum Kirchhoftor: „Gent Achtig, was i bitt un sag, 's cha jede treffen alli Tag.“ Auch die mundfertigen Marktweiber, nachdem sie als echte Hebelleute bei ihrem Versuch zu sozialer Bitterkeit gescheitert und ins treuherzigste Lob der Armut („me het nit viil un bruucht nit viil un isch doch sicher vor Diebe“) und der besonnten Felder eingemündet sind, krönen ihren wiedergefundenen Frieden mit dem Gedanken an das letzte Stündlein. Nicht Salis, noch der fromme Claudius haben das Totenantlitz friedlicher verklärt, als es bei Hebel geschehen ist.

„Er het e böse Nochber gha,
Er sait: i denk em nümme dra.“

Die Abendgedanken und die Abendwünsche in diesen Dörfern: „kai Dorn im Gwisse“, „e sanfte Tod“, eine Geschichte aus alter Zeit, vom sagenkundigen Ätti erzählt, ein Ehrenzeugnis der scheidenden Sonne, das zur Hymne an die Arbeit, an den Sommer, an die mütterliche Güte wird, ein Hinweis auf ihre freundliche Herablassung „Un het e Frau ne Wöschli gha, se het si trochnet druf un dra“, eine Bauernschalkheit auf ihr „redlich Hauskreuz“ anspielend: „Un chunnt si haim, nimmt er (der Mond) sy Huet.“

Die Lehrhaftigkeit Hebels verbirgt sich selten. Der Geist von Pestalozzis Gertrud scheint die Hebelschen Mütter zu beseelen. Eine rührende und liebliche Anstrengung schlichter Denkungsart liegt in ihrer Pädagogik. („I root der, was i roote cha.“) Hebel hat die mütterliche Gestalt idyllisch, doch zu Zeiten mit leidenschaftlicher Energie und mit tragischen Zügen charakterisiert. Er hat sie verklärt, aber wo ihr Berechnung und Geldgier anhaftet, nicht geschont.

Absolut vergnügt ist, einige scherzhaft gemeinte Bauerntypen weggedacht, nur die kleine Gesellschaft der Vögel und Insekten. „Die Flügelein von Seiden

fein“, die Keller so elegisch zur Ruhe gebracht hat, betrachtet auch Hebel mit Innigkeit, nur eben wohlgemuter. Mit der hier waltenden Fabulierkunst ist er auch heute noch nicht überholt.

Mitunter finden wir in dieser Poesie auch lyrische Naturstimmen. „Wie wäiht der Tauwind so lieblich“, spricht der Bauer zum Sohn, und es steht ihm wohl. Der Vogel, wenn die prächtigen Hebelschen Gewitter nahen, verwandelt sich stimmungsvoll. Das Saatkorn ist ein von Hebel geliebtes Motiv und Symbol. Wie das zarte Sommervöglein auch, schläft es wohlgeborgen im winterlichen Erdengrund, „es het kai Chummer un kai Chlag un wartet uf sy Ostertag.“ Des Dichters Meisteridyll entsteht, wo der Ätti seinen Kindern schildert, wie das Haferkorn aus dunkler Furche, vom „Wunderfitz“ getrieben, zum Licht empor dringt und drängt. Dem Sonnenkuss, den Hagelschauern, den lauen Winden, der Engelsobhut im Morgenrot entgegen und in die Gesellschaft der summenden und brummenden Freunde, die in der Juninacht — „potz Tausig, mit em Laternli, z'Stubete“ anrücken. Wie schön und doch ganz bäuerlich gesehen, ist hier der Aufzug des fruchttragenden Sommers, der den Wetteifer der jungen Ähre weckt: „do bliib i au nit dehinte!“ Auch charakterisiert es Hebel, wie er das zart und tief poetische Stück ohne herbstliche Klage zum Ende in der Dreschtenne führt und mit dem Blick in die Schulstube schliesst. Der Hebelsche Blumengarten mit „Gelveieli un Tulipa“, mit der weissen Ilge und der goldenen Aurikel, die im Sträusschen auf dem Kirchengesangbuch prangen wird, ist bekannt. Seltener rauscht der Wald, doch hütet und vernimmt gerade er die merkwürdigsten Monologe und Zwiegespräche und den kecksten Sprung ins Licht umgrünt er. Die Wiese tut ihn aus ihrer Felsenkammer. Durch die Brombeerbüsche zittert das Laternchen der Erdfrau, die das bäuerliche Patchen an der Hand führt, das unter den angebotenen Geistergeschenken so tugendreich wählen wird: „Frau Gotte, schenket mer 's Rädli!“ Längs dem morgengrauen Walde zieht wie die Volksliedklage das Grabgeleite des Kindleins, ein Engelswort schwebt über ihm: „Mer wenn di wecke, wenn's Zyt isch . . .“ Von Waldnacht umgeben denken wir uns auch das Gespräch zwischen dem holdseligen Dengelgeist und dem gravitatischen Stadtherrn, der sich verirrt hat. Hier bringt Hebel es fertig, nachdem er seine legendären, schalkhaften und ernsten Töne wundersam gemischt hat, auch das Unheimliche nicht nur mit barockem Humor, sondern eigentlich gemütlich anzufassen.

Wie es der volkserzieherischen Tendenz und einem balladesken Zug seiner Epik entspricht, untermischt Hebel seine „Alemannischen Gedichte“ mit düstern Stücken. Bedrucker der Armen, harte Machthaber, Kartenspieler von Dämonen gestachelt, Trinker und Tagediebe, hochmütige Edelfrauen gehen ihren Gerichten entgegen. Der Holzfrevler sputet sich mit dem gestohlenen Bäumchen durch den Wald: „Un ebe goht er über e Steg, se ruuscht em öbbis für: Jetz, Dieter, goht's en andere Weg! Jetz, Dieter, chumm mit mir!“ Dem Liederlichen steht als letzte Errungenschaft „der Bettelsack so zierlig a!“ Hebel verabschiedet auch in diesen zum Teil gewitterdunkeln Stücken seinen Humor nicht ganz. Sie sind mit originellem Detail angefüllt und vermitteln wertvolle Sitten- und Zeitbilder.

Hebel hat die Erhabenheit seines Kinderherzens und das Sternenlicht seiner Vernunft im besondern noch in einen nächtlichen Monolog gegossen. Seine Begleitung: das Wächterhorn am Feldberg, sein Thema: Tod und Verklärung. Der Wächter um Mitternacht ist gleich seiner Kontrastfigur in „Vergänglich-

keit“ Visionär. Während Jener in bauerlicher Holzschnittmanier, als Epiker vorträgt, ist der Wächter um Mitternacht ein elegischer Lyriker: „Still will i uf de stille Gräbere go.“ Ein Lauscher, der „den Puls der Zeit in ihrem tiefen Schlaf“ vernimmt und „ihren Odem über die Matten wandeln spürt“, der den Tag in seinen letzten und geheimsten Geräuschen, einem Eulenflug, einem Rascheln des Iltis unterm Dach, einem Tropfen vom müden Mühlrad verschweben und verrinnen hört und das wehmütige Gleichnis des Lebens erkennt, ein den Schauern der Geisterstunde Unterlegener und ihr Überwinder, ein Darsteller mit Ausdrucksformen, scheinbar schlicht, in Wahrheit mächtig genug, um sein Dorfbild auf Brücken wallenden Morgengoldes in ein altmeisterliches Auferstehungsbild zu führen, ist er vom Dichter mit dem schönsten seiner Gesichte gesegnet worden.

Du liebi Seel, was wird's e Fyrtig sii,
wenn mit der Zyt die letschi Nacht versinkt
un alli goldne Sterne gross un chlai,
un wenn der Mond un 's Morgerot un d'Sunn
in Himmelsliecht verrinnen und der Glast
bis in die tiefe Gräber abedringt,
un d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!“
un alles us em Schloof verwacht un do
ne Lade ufgoht, dört e schveri Tür!
Die Tote luegen uuse jung un schön;
's het mengge Schade guetet über Nacht,
un menggi tiefi Schnatte bis ins Herz
isch hail. Si luegen uuse gsund un schön
un tunke 's Gsicht in Himmelsluft; sie stärkt
bis tief ins Herz — du alte Nar, was brieggsch?

Aus: „Der Wächter in der Mitternacht.“
J. P. Hebel, „Alemannische Gedichte“.

Zehn Zeichnungen von Rudolf Dürrwang sind dieser neuen Ausgabe der „Alemannischen Gedichte“ Hebels beigelegt. Wir möchten die Haltung und Stimmung, die sie der Idyllensammlung verleihen, nicht mehr vermissen. Was sie für das Buch erzeugen und bewirken, ist Beruhigung, Dämpfung der bunten Fülle, melodische Begleitung, „Nebelglanz“. Wir glauben, den Dichter seine Kundgebung unterbrechen und in ein stilles Sinnen versinken zu sehen. Dürrwang ist so weit gegangen, seine Hebellandschaft menschenleer zu halten, auch das Tier ist verbannt, bis auf ein einsam grasendes Reh und eine mit der Sonne aufsteigende Lerche. Der Maler hat das erzählerische und das humoristische Element, das Ludwig Richter in seinen Hebelbildern so begierig aufgriff, ignoriert und lediglich das Gemüt des alemannischen Dichters dargestellt. Er vermählt es mit dem Licht. Seine Meisterschaft zarter, geheimnisvoll webender Beleuchtung beweisend und hier wahrlich am rechten Ort gebrauchend, giesst er es über die Hebelsche Talschaft; es überrieselt sie, von der Demut still gebeugter Bäume im Morgenhauch empfangen, Blumengesichter erhellend und hinter den Fenstern trauter Dörfer winkend. Im leiblichen Sinne unsichtbar, ist auf dem wolkg durchschauerten und traumhaft erhellten Bilde mit dem Kirchhoftor (S. 89) der Wächter um Mitternacht gegenwärtig; „un öb mit lüchtem Fuess und stillem Tritt e Gaist vorüberwandlet, waiss i nit“ — der Maler wird es wohl wissen.

Anna Fierz.